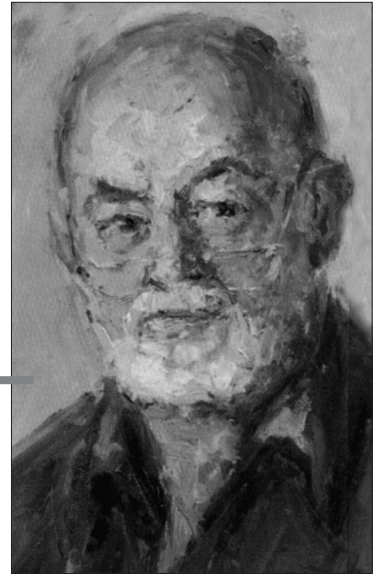


Der Philosoph des Bayerwalds

Josef Fendl, der große Sprüchesammler, wurde 80

Von Hans Kratzer, Süddeutsche Zeitung



Als Bayern noch ein katholisches Bauernland war, lautete ein gängiger Spruch: „Wer einen anderen Menschen zum Lachen bringt, erlöst eine arme Seele aus dem Fegefeuer.“ Diese Überzeugung deckt sich harmonisch mit Georg Lohmeiers Verweis auf jene Benediktinerklöster, in deren Rekurationsrefektorien (sprich: Bierstüberl) der Abt einen eigenen Witzstuhl besaß, von dem aus er Witze erzählte oder sich welche anhörte. Auf einem solchen Stuhl hätte auch der Humanist Josef Fendl bequem Platz gefunden, denn er hat im Laufe seines Lebens mehr Menschen zum Lachen gebracht als die meisten anderen. Den ehemaligen Realschullehrer und Autor, der am 17. Januar dieses Jahres seinen 80. Geburtstag feierte, jedoch als flachen Humoristen und Sprücheklopfer abzutun, wäre weit danebengegriffen. Fendl ist ein Universalgelehrter vom alten Schlag, der inzwischen mehr als sechzig Bücher herausgegeben hat und als temperamentvoller Rezipient seiner Werke bekannt ist, aber auch als veritabler Historiker und Kreisheimatpfleger. Die Frage, wie er das zeitlich geschafft habe, beantwortet Fendl auf entwaffnende Art. Einer, der 30 Jahre lang jeden Abend von 19 bis 22 Uhr in die Glotze starre, habe zwar tausende Morde und hunderte Bettszenen gesehen, aber diese 32.850 Stunden doch weitgehend verplempert. „Genau in dieser Zeit habe ich meine Bücher geschrieben.“

Quelle der Volksweisheit

Die meisten seiner Werke werden noch lange aufgeschlagen und zitiert werden, denn sie sind eine unerschöpfliche Fundgrube für die Ausformungen der bayerischen Mentalität. Unter anderem hat Fendl eine riesige Sammlung an Aphorismen und Spruchweisheiten zusammengetragen, etwa von der folgenden Art: „Schad, dass d'net dagwesn bist, wia mei Stadl abbrennt is“, hat dersell Bauer zum Feuerschlucker im Zirkus gsagt, „da hättst di vollfressn könnä...!“

Als kleiner Einöd-Bub aus dem Vorderen Bayerischen Wald saß Fendl direkt an der Quelle. Auf den Bauernhöfen wurden viele Sprüche erzählt, variiert und erfunden. Heute geben sie tiefe Einblicke in die Denkweise des einfachen Volkes. „Vieles hab ich von meinem Vater gehört“, sagt Fendl. Und zwar zu einer Zeit, als es das Elektrische noch nicht gab, als der Vater noch Körbe gezäunt, Besen gebunden und Holzschuhe ge-

macht hat. Es war eine kleine Welt, die von Menschen wie seiner Tante geprägt wurde, die im Leben nie weiter gekommen ist als ins 24 Kilometer entfernte Straubing. Auch Fendl erkannte erst im fortgeschrittenen Bubenalter, dass die Welt hinter Straubing noch weiterging. Im Bayerischen Wald habe es damals dreierlei Menschen gegeben, sagt Fendl: „Arme, Bettelente und solche die gar nichts hatten.“

Später wurden ihm auch aus anderen Kanälen Volkssprüche zugetragen, im Kreistag von Regensburg etwa, dem er 30 Jahre lang angehörte, und im Benediktinerkloster Metten. Viel gelernt hat er auch von seinem Lehrer Hans Schlappinger aus Reisbach, der ebenfalls ein großer Sprachsezierer und Sammler war. Eine Leidenschaft, die im Übrigen schon im alten Athen en vogue gewesen sei, sagt Fendl, schon damals seien Sprüche gesammelt worden, ebenso im Italien der Renaissance, wo diese Sagwörter, Kürzest-Geschichten und Mini-Schwänke einen hohen Stellenwert besaßen. Verwunderlich ist dies nicht, denn ihr Hintersinn ist oft verblüffend: „Bist jetzt des Du gwesn oder dei Bruader, der wo gestorben is?“ Solche Sätze machen neugierig, ja sogar süchtig: „Ihre Spruch' lese ich noch vor den Todesanzeigen“, sagte einmal ein Leser zu Fendl, ein dickeres Lob ist auf dem Land kaum denkbar.

Zeit minus Geist

Fendl hat viele Auszeichnungen erhalten, unter anderem den Poetentaler der Münchner Turmschreiber, das Bundesverdienstkreuz und den Waldschmidt-Preis. Angespornet durch seine humanistische Vorbildung, ergründete er die Waidler-Seele wie kein anderer und setzte sie sogar in den Kontext zu den alten griechischen Philosophen. So manche Degeneration in Lebensart und Brauchtum, kurz die „Event“isierung der Heimat, beobachtete er mit Argwohn und zog daraus den Schluss: „Zeitgeist ist Zeit minus Geist!“

Erst vor wenigen Wochen fand er heraus, dass der Christbaum in Bayern viel früher bekannt war als bisher angenommen. Im bischöflichen Zentralarchiv in Regensburg war er unter einem Stoß von Kirchenakten auf ein Papier aus dem Jahr 1590 gestoßen, in dem ein Christbaum erwähnt wird. Mit solchen Überraschungen wartet Fendl immer wieder auf. In einem seiner letzten Bücher beschäftigt er sich mit dem Tod und der

rätselhaften Tatsache, dass ihm die Bayern nicht selten mit Humor begegnen. Zum Beleg führt er allerlei kuriose Grabprüche wie den folgenden an: „Hier ruht die Barbara Lentner, / sie wog dritthalb Zentner; / Gott geb ihr in der Ewigkeit / nach ihrem Gewicht die Seligkeit!“

In seinem vorerst letzten Werk („Gell, da schaugst ..!“) erörtert Fendl folgerichtig den Zwiespalt der weiß-blauen Seele, indem er das Widersprüchliche im Charakter der Bayern herausarbeitet, jene *coincidentia oppositorum* (Vereinigung der Gegensätze), die sich wie ein roter Faden durch die bayerische Geschichte zieht. Fendl pflegt dabei ein Faible für die Mundart, der er wesentliche Vorzüge gegenüber der hoch-

deutschen Sprache zuweist: Kürze, Prägnanz sowie eine ungeheure Farbigkeit. In der Kürze liegt daher auch oft die Würze der Fendl'schen Prosa: „Bayerisch“, hat der Bauer g'sagt, „is a schwaare Sprach. Sagn tuat mer ‚Ha?‘ und schreibn tuat mer ‚Wie bitte?‘“

Wir veröffentlichen diesen Beitrag mit Genehmigung der SZ, die Josef Fendl und seine Arbeit an diesem 80. Geburtstag würdigte. Wir schließen uns an und freuen uns, dass wir die nachfolgende Arbeit übernehmen dürfen.
Porträt Josef Fendl von Hermann Eller (Öl auf Hartfaser, 2002 - Original in Farbe)

*„Überall seids ihr zum finden,“ hat diesell Dirn zu dö Säu gsagt, wia sie s aus m Garth außijagt hat, „bloß net in der Rein af m Tisch!“
„Der is ja no ganz warnt“ hat dersell Mesner gsagt, wia er bei der Kirchrenovierung a Apostlfigur außitragn hat - derweil hat er an Maurer derwischd ghabt.*

Vom griechischen Sagwort zur waldlerischen Kürzestgeschichte

Josef Fendl

Solche als Beispielsprichwörter, Sagworte, Sagte-Sprichwörter oder Kürzest-Geschichten bezeichnete Anekdoten- oder Schwanksprüche (wie sie der Sammler seit 1943 zusammenträgt) stellen einen besonderen (und auch besonders ansprechenden) Formtypus des Sprichworts dar.

Das Genre selber ist alt. „Mini-Schwänke“ dieser Art tauchen schon im Altertum auf. Eine ganze Reihe davon findet sich beispielsweise im sog. *Philogelos*, einer Sammlung von 265 Witzgeschichten der griechischen Antike, u.a. auch die Geschichte von dem Mann, der sich - als man ihm sagte, dass seine Frau gestorben sei - ein Dunkles (statt eines Hellen) bestellte:

Μεθυσω εν καπηλειω πινοντι επισταξ
τιξ εφη 'Η γυνη σου απεθανεν. ο δε
ακουσαζ τον καπηλον εφη Ουκουν,
αυθεντα, εκ του μελανου κερασον.

Auch der römische Rhetor Quintilian kannte diese *paroimias* und brachte sie in seine Reden ein. Wohl aus diesem Grund nahm Friedrich Seiler (1924) an, die ganze Gattung sei aus dem Altertum übernommen (evtl. von den Griechen in den Ostseeraum gebracht) worden und nennt sie „ein aus der ‚Fremde‘ eingeführtes Gewächs, obwohl sie durch ihre kraftvolle Derbheit den Eindruck der Urwüchsigkeit und heimischen Bodenständigkeit machen.“ In der Tat ist ihnen gelegentlich ein satyrhaftes Erscheinungsbild nicht abzusprechen, und manchmal glaubt man bei näherem Hinsehen wirklich Fell und Bocksfuß des griechischen Hirtengottes zu erkennen. So heißt es zum Beispiel im Innsbrucker Osterspiel (des Spät-

mittelalters): „Got grueß uch, ir hirn, vbir al, alz sprach der wolf vnd kuckte in den genßestal.“

Es kann mit guten Gründen angenommen werden, dass solche Sprüche sogar zum Repertoire der Hofnarren früherer Jahrhunderte gehörten, teils der Belustigung der höfischen Gesellschaft dienten, teils aber auch mehr oder minder versteckte Kritik und anderes Bedenkenswerte enthielten.

Auch Jacob Burckhardt („Die Kultur der Renaissance in Italien“) hat sie im Auge, wenn er als eine Spezialität dieser Zeit witzige „Antworten“ nennt, „die unter gewissen Umständen gegeben werden“. Schließlich bietet der *uomo nuovo*, das jetzt alle Blicke auf sich ziehende Individuum, eine ungleich größere und leichtere Angriffsmöglichkeit für Witz und Spott als die geschlossene Glaubens- und Schicksalsgemeinschaft des Mittelalters. Damals war der Wort-Witz en vogue, der sein bevorzugtes Domizil im mittelalterlichen Kloster mit seiner geistigen Oberschicht hatte, die ihn sowohl erfinden als auch verstehen konnte. Inzwischen sind aber Spaßfinder und Spaßzähler zu unvermeidlichen, teilweise sogar repräsentativen Figuren des gesellschaftlichen Lebens geworden. Florentiner Spaßmacher gaben selbst in den Residenzen der Lombardei und der Romagna ihre Gastspiele. Und Papst Leo X. zum Beispiel hielt sich für seine Tafel nicht nur Fresskünstler, sondern auch witzige Possenreißer.

Burckhardt nennt vor allem zwei Typen: den Buffone, der - wie der griechische Parasit - in der Regel bei Gastmählern auftauchte (frei nach dem Motto: „Wenn ich nicht eingeladen worden bin, so ist das nicht meine Schuld!“), und die angesehene Version des *uomo piacevole* (des schlichtweg amüsanten

Menschen). Ihre bekanntesten Vertreter waren (um die Mitte des 15. Jahrhunderts) der ferrenesische Hofnarr Gonella und der Geistliche Arlotto aus dem Florentiner Hinterland.

Aber schon auf dem Höhepunkt der Renaissance wird bereits wieder vor zu direkten Witzen gewarnt, weil sie Unglückliche kränkten, Verbrechern zu viel Ehre antäten und Mächtige zur Rache reizten.

In Deutschland wurden Sagworte besonders gerne von den Barockpredigern zitiert. Ein anschauliches Beispiel gibt Mauritius Nattenhusanus (1652 bis 1715) in einem seiner homiletischen Bücher: *„Bei einer solchen Predigt - wo kein Safft noch Krafft, noch Saltz noch Schmaltz, noch Schnittlein noch Brocken eines Apostolischen Eiffers - heist es wohl redlich, was jener Hof-Narr gesprochen. Als er seiner Sau alle 4 Füß zusammen gebunden und als wie ein Schaf scheren wollte, die Sau aber erbärmlich geschrien, sprach der Narr. Vil Geschrey und wenig Woll...“*

In der Barockzeit erschien auch eine ganze Reihe von Büchern mit solchen Kleinst-Schwänken. Schon ihre oft recht originellen Titel weisen auf „poetische Ergötzlichkeiten“ hin:

„Vademecum für lustige Leut“ (1765), „Melancholie-Besen wider die langweilige Melancholie gar nützlich zu gebrauchen“ (1669), „Lustige Einfäll aus der Tändler-Butten. Darinnen solche Sachen welche wohl würdig zu lachen“ (1734), „Unlustvertreiber“ (1643), „Zeitverkürzer“ (1702), „Lustigmacher“ (1762) u.v.a. In einem von ihnen findet sich beispielsweise diese Geschichte: *„Ein Ehefraw ward beschuldiget / sie were zu frühe in die Wochen oder Kindelbeth kommen / ihr Ehemann aber sagte / nein / sonder die Hochzeit were zu spath gehalten worden.“*

Die Verbreitung dieser Beispielsprichwörter geschah offensichtlich in ganz Europa. Es gibt sie im Spanischen („Dialogismos paremiológicos“) genauso wie in den Sieben und Dreizehn Gemeinden der Veroneser Cimbern, in den Niederlanden („Zeispreeken“) ebenso wie in den skandinavischen Ländern („ordstäv“). Nach der bevorzugten Verwendung durch Samuel Weller in Charles Dickens' „Pickwick Papers“ bezeichnet man sie auch als Wellerismen.

Karl Reiser definiert sie als Beispielsprichwörter, „die bekanntlich einen Spruch oder eine Redensart irgend einem in einer ungewöhnlichen Situation befindlichen Menschen oder noch drolliger einem Tiere in den Mund legen und dabei eine Fülle von Humor aufdecken.“

Etwas allgemeingültiger hatte Friedrich Seiler 1924 die Sagworte charakterisiert: „Die Beziehung, in die das Faktum durch das Diktum gesetzt wird, muss neu, überraschend und witzig sein.“ „Die meist erheiternde Wirkung der Sagwörter“ - so Winfried Hofmann 1959 in seiner Dissertation über das rheinische Sagwort - „beruht häufig auf dem inhaltlichen Auseinanderklaffen von Anfangs- und Schlussteil bei wörtlicher Übereinstimmung, woraus sich die zahlreichen Wort- und Sinnsprüche erklären. Sie kann aber auch durch stilistische Mittel und Situationskomik erzielt werden. Es gibt daneben, seltener, doch

meist bedeutsam, Beispiele, denen diese Heiterkeit abgeht, und die dafür echte Weisheit vermitteln.“

Karlheinz Daniels erklärt diese Beispielsprichwörter z.T. als „Emanzipationsbestrebungen von einstigen affirmativen Leitsätzen der kollektiven Volksweisheit“ und sieht im institutionalisierten Widerspruch des Sagworts Möglichkeiten, der Moralvorschrift „des Sprichworts auszuweichen“ („Muttersprache“ 3-4/1985, S. 162).

Besonders häufig hat man diese Sprüche früher im Bayerischen Wald angetroffen. „Die Lebendigkeit des Waldlerischen“, schreibt Adalbert Pongratz in seinem „Waldlerischen Lesebuch“, „drückt sich besonders gut in den landläufigen Sprüchen aus, die hierzulande die anderswo gern mit gehobenem Zeigefinger gesagten Lebensweisheiten ersetzen.“

Und eine Reihe von Sprüchen, die Winfried Hofmann als typisch rheinländisch ansieht, könnte (nach meinen Erfahrungen) mit gleichem Recht und genauso gut als typisch waldlerisch gesehen werden.

A. Pongratz wieder bezeichnet das „Sprüchmacha“ als „eine ureigene altbairische Angelegenheit.“ Ernste und heitere Situationen, originelle Erleb-

nisse, hintergründige Naturbeobachtung und ein untrügliches Gefühl für Komik sind dabei in eine kräftige Bildersprache gefasst und überliefern in bester Mundart spürbare Lebenserfahrung. Diese ‚Sprüch‘ sind noch vielen Menschen im Lande geläufig, sind in der Familie, am Arbeitsplatz, natürlich am Stammtisch und bei der Sitzweil, aber auch in den Erzählungen der Waldler daheim. „Derb, realistisch, boshaft, humorvoll, poetisch, hintergründig, schlitzoorig und immer wieder religiös durchdrungen“ nennt Reinhard Haller diese Sprüche. Viel Erd- und Sinnhaftes kommt in ihnen zur Sprache - wie es neuerdings auch im (ober)bayerischen Waldschrat Goggolori, dem von den Bajuwaren degradierten römischen *Genius cucullatus*, wieder fröhliche Urständ feiert.

Das Aufbau-Schema dieser Sprüche ist (im Normalfall) denkbar einfach:

- I. Die Vorstellung einer überschaubaren Ausgangssituation, d.h. einer ernsthaften sprichwörtlichen Erfahrung oder Redewendung,
- II. eine stereotype Überleitung mit einem imaginären Subjekt („...hat dersell gsagt“),
- III. das abrupte Umschlagen zur humorvoll-grotesken bzw. nicht erwarteten Situation; d.h. viele von diesen Sprüchen funktionieren nach dem Prinzip der falschen Analogie: Denkschemata werden so übertragen, dass sie in den angesprochenen Fällen eben nicht passen und sich statt dessen absurde Konsequenzen ergeben.

In ausgesuchten Wendungen und Pointierungen umreißen diese „kürzesten Kurzgeschichten“ Situationen, die zwar dem Alltagsleben entnommen sind, aber deshalb doch nicht gleich als ungebrochene Spiegelbilder der Wirklichkeit oder bewusste Reflexionen realer Verhältnisse betrachtet werden wollen. Stark komprimiert, verknappt und verdichtet werden sie an einem feststehenden Topos (z. B. dem arbeitsscheuen Knecht, der

In der Kürze liegt die Würze!

*„Kurze Predigten und lange Würscht san
dös rechte Bauernfutter.“*

moralisch etwas losen Magd, der umso tugendhafteren Pfarrerköchin oder anderen Stereotypen) als „Pointenträger“ aufgehängt. Dabei zeigt es sich, dass Alltagserfahrungen früherer Zeiten und Strukturen wesentlich durchsichtiger und plausibler darzustellen sind als heutige – wohl nicht zuletzt deshalb, weil die emotionalen Beziehungen untereinander intensiver waren als heute, und menschliche Gebrechen, Mängel und Untugenden auch sonst häufig genug Gegenstand der Unterhaltung waren (vgl. dazu die Aufsätze von Hansjost Lixfeld: Witz und Aggression. Zur Begriffsbestimmung und Funktion der Textsorte – Bernd Jürgen Warneken: Der sozialkritische Witz als Forschungsproblem – Elfriede Moser-Rath: Frauenfeindliche Tendenzen im Witz. In: Zeitschrift für Volkskunde 1978/1).

„Oft übt das Sagwort“, resümiert W. Hofmann, „scharfe oder spöttische Kritik oder setzt herab, aber es dient ebenso als abschlägige Antwort, als scherzhafte Aufmunterung oder als Ausdruck der Überraschung und Ratlosigkeit, der Bescheidung, Ergebenheit, Geduld und Hoffnung.“

Einer der größten Vorzüge dieser Sagworte ist zweifellos die schon angesprochene Kürze. Dass treffsichere Prägnanz dem Menschen schon seit Jahrtausenden einen gewissen Respekt abnötigt, zeigt eine kontinuierliche Reverenz gegenüber den „lakonischen“ Antworten der Spartaner über das mittellateinische Sprichwort „Brevitas delectat“ („In der Kürze liegt die Würze“) bis zu Shakespeares „Brevity is the soul of wit“ (Hamlet II, 2). Sogar die Spontisprüche unserer Tage ließen sich zu dieser Beweisführung heranziehen. Kaum einer dieser „Bauernseufzer“ ist länger als zwei Schreibmaschinenzeilen. Für sie gilt sicher auch die mittelalterliche Essensregel: „Kurze Mahlzeiten machen ein langes Leben.“ Oder hatte der Bauer recht, der zum Pfarrer sagte: „Kurze Predigten und lange Würscht san dös rechte Bauernfutter“?

Was nun mich selbst als den Sammler solcher Sag-Worte und Mini-Schwänke betrifft, so sei hier nur so viel berichtet, dass ich in der schon oben vorgestellten Spruch-Landschaft des Bayerischen Waldes aufgewachsen bin und als kleiner Häuslersbub einen Vater hatte, der zwar nicht „lustig“ war – wenigstens nicht in dem Sinn, wie man es üblicherweise versteht –, der aber sein Leben lang eine heimliche Freude an heiteren Geschichten und skurrilen Begebenheiten hatte. Von ihm erbte ich nicht nur den „Grundwortschatz“ meiner Sprüchesammlung, sondern offensichtlich auch Vorliebe und Verständnis für diese Art hinterkünftigen Humors.

Meine Heimat im Bayerischen Wald hätte bis zum Beginn des vorigen Jahrhunderts mit Fug und Recht als das Armenhaus Deutschlands bezeichnet werden können, hätte man andernorts von den Bedingungen gewusst, unter denen sich hier das (bäuerliche) Leben abspielte. Freilich, der Waldler selber empfand seine Lage gar nicht als so drückend oder deprimierend – schließlich fehlten ihm ja auch die notwendigen Vergleichsmöglichkeiten! „Mir warn so arm,“ sagt einer von ihnen im nachhinein, „dass mir net amol Probleme ghabt ham!“

Inzwischen ist (durch eine auch auf anderen Gebieten festzustellende Nivellierung) eine merkliche Verbesserung der Einkommens- und sonstigen Lebensverhältnisse eingetreten. Ja, man kann heute sogar von einem bescheidenen Wohlstand sprechen, der sich im Bayerischen Wald selbst dort bemerkbar macht, wo noch vor einem Jahrhundert bitterste Armut herrschte. „Dö san so arm,“ hat amol oaner von seine Nachbarn gsagt, „dass s sogar de Bettlleut s Brout wegnehma, dass s Bujdl vom Nickl (Nikolaus) an n Tischschubladn picka, dass se n d Kinder net afmacha traun, dass eah d Maus im Tischschubladn drin verhungern, dass s m Schutzmo an Säbl an d Montur hinmaln, dass der Mesner um zwölfi an Kirchaturm schüttln muaß, weil s eahna koan Strick für d Glockn leidt, dass d Uhrn stehbleibm vor lauter Nout oder dass s d Fenster eischlag'n und s Glas verkaafa.“ Wie a Pfarrer amol a Deandl gfragt hat: „Warum lachst denn?“, hat s gsagt: „Dass mir s Woana net auskimm!“

Von der bitteren Armut im Bayer. Wald:

*„Dö san so arm, dass s sogar
de Bettelleut s Brout wegnehma.“*

Wie gesagt, diese Zeiten sind Gott sei Dank vorbei, aber in der waldlerischen Sprache, in Redewendungen und Sagworten immer noch existent. Hier legen sie auch Zeugnis ab für eine gewisse heitere

Gelassenheit und einen subtilen Humor: Selbst der Herrgott, sagt man, hätt gwoant, wie er s erste Mal durchn Wojd ganga is. „Denn so reich, wie ma moant, is der aa net: Was er dö oan gibt, nimmt er dö andern!“

„Den falschn wennst mir ziaghst,“ hat dersell Bauer zum Bader gsagt, „nachher kannst di af ebbs gfreun!“ – derweil hat er grad no an oanzign Zahn im Mäui ghabt. Ein anderer Waldler soll einmal allen Ernstes gebeichtet haben: „Ich habe am Freitag einen geschmalzenen Bröselchmarrn gegessen.“ Und mancher Knecht hat von der Suppe, die seine Bäuerin auf den Tisch gestellt hat, behaupten können, sie (die Suppe) wäre so fett, dass mehr Augen ei- als außerschaugertn.

Und sogar in der folgenden Begebenheit ist noch ein gerüttelt Maß an Zweckmäßigkeit und Sparsamkeit enthalten: „Gehn S no nei, Hochwürdn,“ hat diessell Bäuerin zum Pfarrer gsagt, wie si der gwundert hat, dass im ‚Häusl‘ hinten die meistn Bretter gfehl't habn, „vorn können S ja d Tür zuamacha, und vo hint kennt Eahna eh neamd!“ „Ja, ja, a Spaß muaß sei, wenigstens unter der Zuadeck!“ hat dersell Knecht gsagt und nachher hat er an Floh gfangt!

Die Waldler sind früher so arm gewesen, sagt man, „dass der Moschei oft grad halbert zum Fenster eig'schaut hat, und sogar der Regenbogn soll manchmal grad schwarzweiß gwen sei.“ „Allerhand für die arme Gegend!“ hat dersell Urlauber gsagt, wie er im Woid drin an schönen Sonnenuntergang gsehn hat. Aber „die schönste Landschaft“, hat dersell Waldler gsagt, „waar halt was af m Tisch!“

„Gibs fei net afoamol aus!“ hat er gsagt, wie er seim Buam am Kirta a Zehnerl gebn hat. „Denn in der Stod bringst dei Geld los!“ hat a anderer gsagt, wie er si um a Fünferl a Semmi kauft hat. „Nachher gehts halt in Gotts Nam no amol vorbei!“ hat a Waldler af der Dult zu seine Kinder gsagt, wie s gmoant hahn, dass s aus der Würschtlbude so guat außerschme-

ckert...

Ein anderer Spruch heißt: „Nuss und Semmi san guat!“ hat dössell Deandl gsagt - und hat s essn sehgn. Drum hat aa dersell Waldler gsagt: „Liaber a Stückl Brout in der Taschn als a Federn am Huat!“, und ein Doktor hat einmal gesagt: „Wenn a Waldler a Henn isst, nachher is oans krank: entweder der Waldler oder d Henn!“ Und „i muaß erst in Geldbeutl eischauhn“, hat dersell Waldler gsagt, „dass i siegh, ob mi no dürscht!“ Ein anderer hat spekuliert: „I muaß an Geldbeutl aus Zwifileder habn: Wenn i eischauh, nachher gehngan mir d Augn über!“ „Ja, ja, d Hosn voller Löcher, aber nirgends a Geld!“

„Komisch“ hat er über dö Junga philosophiert, „am Tag vodean (verdienen) sie s Geld, und afd Nacht vodean (vertun, verbrauchen) sie s wieder!“ „Wenn mir aa d Schuah und Strümpf versaufen,“ habn die gsagt, „nachher habn mir allerweil no unsere Füß...“ Aber wer kauft, was er net braucht, muaß bald verkaafa, was er braucht.

Da versteht ma, dass früher a Häuslmo seine Kinder aus dem Bett getrieben hat: „Stehts af, beim Nachbarn san s scho beim Erdäpfistehl!“ „O Elend“, hat d Muatter gjamert, „reiß d Augn af, schau d Nout o!“ und hat eah a Weihwasser gebn, „dass euch net derwischn!“ Wenn s aus m Haus gangen is, hat s den Kindern kochte Erdäpfel gebn: zuerst habn s spujn könnä damit und wenn s as ghungert hat, ham s dös „kochte Spujzeug“ gessn. Und im Winter hat sie den Kindern einfach hoaße „Erdäpfi“ in d Fäustling gsteckt: „Nachher habts warme Händ und a Pausesebrot aa!“

„Taat er sich seine kaltn Finger an meim Bauch aufwarma und verlangert vielleicht aa no a Geld dafür,“ hat diesell kranke Waldlerin gsagt, wia im Winter der Doktor nach ihr gschaut hat.

„Bei uns gaabs alle Sunnta a Fleisch“ hat dersell Waldler gsagt, „wenn mir a Geld hättn!“ „Aber wenn der Christtag amol af an Sunnta fällt“, hat er seine Kinder versprocha, „nachher gibt's ebbs Guats!“ Freilich, selbst an einem solchen Tag ging nicht überall der „Schmalznudelwind“: „Da hast an Knödl und a Kraut,“ hat d Bäurin zum Knecht gsagt, „s Schweinerne kannst dir denkn!“ „Ja ja, ma kennts glei am Kraut,“ hat dersell Knecht gsagt, „ob a Sau durchglaufa is (d.h. ob ein Stück Fleisch dringlegen is).“

„Überall seids ihr zum finden,“ hat diesell Dirn zu dö Sau gsagt, wia sie s aus m Gartn außigjagt hat, „bloß net in der Rein afm Tisch!“ Ein anderes Mal hat dann der Knecht eine Maultaschn in der Stube zwischen Türblatt und -rahmen gewickelt und gesagt: „Jetzt schwörst mir auf der Stell, ob du scho amol an Löffl Schmojz gsehn hast...!“

„I taat ja gern Kejchl bacha, wenn i a Mehl hält,“ hat diesell Waldlerin gsagt, „aber i hob koa Schmojz!“ „Jetzt, wo i der Goaß endli s Fressn abgewöhnt hätt“, hat dersell Waldler gsagt, „wird mir dös Luader hi!“

Obwohl Sparsamkeit eine der waldlerischen Kardinaltugen-

den war, hat sich dersell Knecht nicht zurückhalten können, der zu der Bäuerin gesagt hat: „Wenn s aa nix Bsunders is, aber an Abwechslung is s dennerscht: gestern hat s a Wasserschnalzn und Erdäpfi gebn, und heut gibts Erdäpfi und a Wasserschnalzn!“ (Eine Wassersuppn is sowieso die stärkste Suppn, die es gibt, weil s Wasser sogar Mühlradl treibt). Ein anderer hat auf Grund lebenslanger Erfahrung festgestellt: „Wer vuj Freud an der Arbeit hat und d Erdäpfi gern mag, der kann si im Lebn vuj schöne Tag macha!“, wie es schon der alte Waldlerspruch sagt:

„Erdäpfi in der Frejh,
am Mittag in der Brej,
afd Nacht mitsamt dö Häut,
Erdäpfi in Ewigkeit...!“

„Aber am bestn waarn s halt“, hat dersell Waidler gmoant, „wenn s durch d Sau ganga waarn!“

Mei, es hat eben nicht jeder das Glück, dass er im Gäubodn auf die Welt kommt! Und „wer amol afder Goaß reit, kimmt nimmer so schnell owa davo!“ „s Glück is a blinde Kuah“, hat dersell Waldler gsagt, „und laaft allerweil dö Ochsn zua!“ „Aa an Reichn hat s oft bloß in d Höh ghobn, dass s n besser werfa hat könnä.“ Und das Un-

glück kommt auf schafwollene Söckl, „wenn s kimmt, hörst es net kemma! Und meistens gibts aa no a Zuawaag.“ Ja, ja, „s Lebn waar halt vuj leichter, wenn s net so schwaar waar...“

Als Ausdruck waldlerischer Befindlichkeit sind solche Sagte-Sprichwörter komisch und tragisch zugleich die zwei Seiten der einen Münze „Leben“.

Man versteht, dass ein alter Waldler, dem trockene Sommer genug Hänge ausgebrannt hatten, sagt: „Wenn i amol stirb, nachher möcht i grad an blechern Kranz, dass i s besser hör, wenns rengt!“ „Soll jetz dös a Habern sei?“ hat dersell Waldler bei der Flurprozession zum hölzernen Herrgott gsagt und hat n ins Feld einighaltn. Und in beinahe unerschütterlicher Ergebnisheit in den Willen Gottes hat ein anderer nach einem „greislichen“ Hagel gsagt: „Besser a solchers Wetters als wia gar koans!“

Davon ist es nicht mehr weit zu einer Lebenseinstellung, die in den folgenden Sätzen anklingt: „Besser a Hagl dahoam,“ hat dersell Waldler gsagt, wia n sei Wei recht gschlagen hat, „als wia im Feld drauß!“ Ein Häusler hat einmal philosophiert: „Arbeit macht net reich, aber bucklert!“ Und der Tagwerker, dem sei Häusl abgebrannt ist und nachher betteln geht, stellt halb-ert enttäuscht, halb-ert zfriedn fest: „Mir habn s nix gebn, aber mei Bua hätt bald was krieg!“ Und a paar Tag später richt der am Bauern an schöna Gruaß vom Vatern aus: „Er kimmt heut net, er hat si afhängt!“

Eine solche Ergebnisheit in das übermächtige Schicksal ist oft nicht frei von bitterem Sarkasmus: „Recht hast ghabt, Nachbar“, sagt oa Waldler zum andern, „dass dir s Haus abbrennt is!“ Oder von einem reichen Bauern: „Der is s aa net wert, dass eahm s Wei gstorbn is!“

Selbst dem Herrgott gegenüber nimmt man sich manchmal kein Blatt vor den Mund und hadert: „O großer Gott, was lässt du für kloane Erdäpfi wachsn! Lauter ‚Gegrüßet seist du Maria‘- und koan oanzigen ‚Vater unser‘!“ (Als Vergleich sind da die Perlen vom Rosenkranz genommen.)

Zum Fluchen hat der Waldler offenbar eine Art Hassliebe entwickelt. Einem kleinen Fretter, der seine magere Ernte noch rechtzeitig vor einem aufziehenden Gewitter in den Stadel bringen will, tritt sein Ochse beim Nachfahren auf dem Feld draußen so kräftig auf den Fuß, dass ihm ein lautes „Herrgottsakra!“ entfährt. Im selben Augenblick schießt auch schon ein greller Blitzstrahl zur Erde nieder, worauf das Bäuerlein vorwurfsvoll zum Himmel schaut und beleidigt meint: „No, derf ma denn jetz gar nix mehr sogn?“

Dass in dieser Umgebung das Gefühlsleben ein wenig lädiert wird, muss einen nicht wundern: „Bei uns (in dö kloana Waldlerhäuser) kann grad oans zum Fenster außschaugn!“ hat dersell Waldler zu seim Wei gsagt, wia s aa mitredn hätt wolln. „Jetz muaß i scho di vorn Pfluag spanna“, hat er zu seim Wei gsagt, „sieghst ja, dass s der Kuah z hart wird!“ Und „jetzt hab i bloß mehr di!“ hat er zu seim Wei gsagt, wia eahm dö oanzige Kuah umigstandn is.

„Jetz sagst nix, und hernach passt er dir wieder net...!“ hat dössel Wei gschimpft, wia s ihn Mo afm Sterbebett gfragt hat, was für an Sarg dass er möcht. „Ja, ja, heiratn sollterst müassn!“ hat dersell Waldler zum Ochsn gsagt, wia er mit eahm übers Kreuz kemma is und koane Schimpfwörter mehr gwusst hat.

Obwohl die Heimat nicht viel aufbieten kann, hält man ihr die Treue: „Liaba dahoam a Wasserschnalzn als draußt (im Gäuboden, in der Fremde) an Schweinsbratn!“ Hier bricht auch ein bisschen der konservative Grundzug waldlerischer Mentalität durch: „Was der Bauer net kennt, dös frisst er net!“ „I bin ja do dahoam!“ sagt er beispielsweise zum Sommerfrischler, der ihn zu einem Urlaub überreden hätte wollen.

Auch mit der (nicht unbedingt lebensnotwendigen) Hygiene hat sich der Waldler lange Zeit nicht anfreunden können: „Kümmer di net um meine dreckign Knia“, hat der Vater zum Buam gsagt, „i bin aa dreißg Jahr älter wia du!“ Oder: „Der is aber net hergricht“, hat dersell Waldler zum Doktor gsagt, wia

der an andern Fuaß aa sehgn hätt wolln. Da kann der Bub in der Schule bloß noch die einleuchtende Erklärung abgeben: „Hygiene is, wenn ma si wascht, wo ma s net braucht!“ Deshalb fällt ja auch der Dirn der neue Knecht auf: „Der is vielleicht gschickt mit de Händ“, sagt sie, „der kann sogar mit Messer und Gabi essn!“

Ein Bauer wird gefragt, ob er das Stück Weg, das auf ihn treffe, auf seine Kosten im Guten richten lassen wolle oder ob ihn die Gemeinde zwingen solle. Seine Antwort: „Liaber waars mir scho, wenn s mi zwingertn!“ Ein großes Interesse für die weitere Umgebung hat der Waldler früher nicht ghabt: „Eigspirrt werdn mir z Straubing“, hat deshalb der Knecht zur Antwort gebn, wia n a Urlaubsgast gfragt hat, zu was für ein Landkreis sei Dorf ghört. Und: „Man möchts net glaubn, wia grouß dass d Welt is“, hat dersell Waldler gsagt, der amol in d Stadt kemma is, „und hinter Straubing soll s no weitergeh.“ „Lang is net ewig“, hat diesell Waldlerin gsagt, wia s in der

Stadt an Zug versaat hat und nachher fünf Stund hoamgan-ga is.

„A recht a schöne Ortschaft“, hat dersell Ausnahmbauer versichert, wia er von einer Reise in die Landeshauptstadt zruckem-ma is, „wenn s no net so ablegn waar, dös Minga!“

Da kann es dann schon vorkommen, dass der eine oder andere a wengerl hinterm Mond lebt: „Jessas, habn dö an Moschei!“ hat si a Ahrnschia-

Berin (Erntehelferin) im Gäubodn gwundert, „und mir im Wojd drin hahn a so an schel(ch)n (krummen) Teifi!“ Aber dafür gibt es in der Stadt andere Nachteile: „Müaßts ihr a schlechte Luft habn“, hat dersell Waldler gsagt, wia er bei seine Mingererwandtn dö Todesanzeigen in der Zeitung glesn hat, „bei euch sterbn jedn Tag Leut und bei uns dahoam oft a ganz Monat koaner.“

„Was s heutzutags net alles erfindn“, hat dössel Häuslwei gsagt und hat an Kopf gschüttelt, wia s nach m Krieg zum erstn Mal an Neger gsehn hat. „Leut, geht's hoam“, soll a Waldbäuerin zu den Schauspielern gsagt habn, wia s zum erstn Mal an Fernseher ghabt hat, „mir möchtn ins Bett geh!“

Dieses Referat ist ein gekürzter Auszug aus dem Aufsatz „Der große Herrgott und dö kloana Erdäpfi“, in: Bairisches im Sechserpack, Straubing 2004, S. 125 - 144.

Von der Treue zur Heimat:

*„Liaba dahoam a Wasserschnalzn (..suppe)
als draußt (im Gäuboden, in der Fremde)
an Schweinsbratn!“*

Und über die Landeshauptstadt:

*„A recht a schöne Ortschaft, wenn s no net
so ablegn waar, dös Minga!“*